

Theodor Fontane und die Schweiz

Autor(en): **Erni, Christian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **20 (1978)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-972291>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Theodor Fontane und die Schweiz

von Christian Erni

Sollte der Berliner Dichter Theodor Fontane wirklich mit der Schweiz oder gar Graubünden zu tun gehabt haben?

Aus unsern Schulbüchern weiß man ein paar Zeilen aus Th. Fontanes Nordischen Balladen, etwa vom Grafen Archibald Douglas, dem heimwehkranken schottischen Adligen:

Ich hab' es getragen sieben Jahr,
Und ich kann es nicht tragen mehr.
Wo immer die Welt am schönsten war,
Da war sie öd und leer.

Oder man zitiert aus der schaurig-schönen Ballade vom Einsturz einer berühmten Eisenbahnbrücke über die Mündung des schottischen Flusses Tay:

Tand, Tand ist das Gebilde von
Menschenhand!

Oder es taucht wenigstens der Name des großen dänischen Königs der Wikingerzeit, Gorm Grymme, auf oder der des kinderfreundlichen Landadeligen von Ribbeck im Havelland westlich Berlin, der sich eine Birne mit ins Grab legen ließ, damit die Kinder auch später noch Birnen bekommen sollten:

Lütt Dirn, kumm man röwer, ick gew
di ne Birn!

Der Leser von Fontanes spätgewachsenen Romanen, etwa «Irrungen Wirrungen», «Effie Briest», «Frau Jenny Treibel», weiß, daß sie von Menschen der eben erst Hauptstadt des Reiches gewordenen Stadt Berlin oder deren näherer Umgebung erzählen.

Und der Kenner von Fontanes Biographie erinnert sich, daß Fontane seine wichtigsten Anregungen und glücklichsten Zeiten verschie-

denen längeren Aufenthalten als Korrespondent in England und Schottland verdankte.

Theodor Fontane und Gottfried Keller

Und doch gab es Beziehungen zwischen dem Berliner Fontane und der Schweiz. In den Jahren 1850—1855 lebte Gottfried Keller in Berlin und fand dank seinem «Grünen Heinz», wie er sein Buch gelegentlich nannte, Eingang in literarische Gesellschaften Berlins, begegnete dort aber Fontane nie. Dagegen lernte Keller andere, heute längst vergessene preußische Dichter kennen und äußerte sich sehr derb: «Alle diese Nordlands- und Preußenrecken gebärden sich, als ob noch kein Mensch außer ihnen etwas gefühlt, geglaubt und gesungen hätte» (Brief vom 21. Okt. 1854 an Prof. Hettner in Jena).

Theodor Fontane war damals noch «Zeitungs- und Balladenschreiber», und wahrscheinlich kamen ihm Kellers *Gedichte* zuerst in die Hände (1846 erschien die erste, 1851 die zweite Sammlung), mit denen sich Keller in Varnhagen van Enses literarischen Salon einführte. Doch Fontane fand Kellers Verse schlicht «furchtbar» (Brief an den Verleger Hertz, 10. Dezember 1886); ihm schien noch später: «Der lyrische Zauber, der bei Storm, Mörike, Justinus Kerner so groß ist, fehlt (ein paar Ausnahmen zugegeben) total. Beide Schweizer (Keller und Meyer) haben keine leichte Hand. Zu ihrer Prosa haben sie Schönheit und Grazie, in ihrer Lyrik meistens nicht» (Brief vom 12. Febr. 1895).

Mit dem *Erzähler* Keller hatte Fontane sich freilich immer intensiver auseinanderzusetzen. In verschiedenen ungedruckten Essays und einer Rezension zu einem Buch über Keller versuchte er sich über Kellers Künstlertum klar zu werden. Seltsam, wie er immer wieder, trotz unverhohlener Lesefreude, zwischen Hochachtung und Ablehnung oder einschränkender Bewunderung schwankte! Was er an Keller schätzte und genoß, waren dessen tüchtiger Kunstverstand, der in allen seinen Werken waltet, und eben «Schönheit und Grazie» der Sprache. Woran er aber Anstoß nahm und sich nicht freuen konnte, war, was er Kellers «Märchen- oder Legendenstil» nannte. Er stellte nämlich fest, daß Kellers Gestalten Produkte seiner überschäumenden Phantasie waren und mit den Füßen kaum den Boden der Wirklichkeit berührten, während Fontanes Gestalten, ihr Sichbehaupten, ihr Entsagen und ihr Scheitern, wesentlich von den geschichtlichen, sozialen, politischen Verhältnissen, in denen sie lebten, bestimmt waren. Deshalb las Fontane vermutlich auch Kellers «Martin Sallander» «mit größtem künstlerischem Behagen» (Brief an W. Hertz, 10. Dez. 1886) und ebenso «Das verlorene Lachen», die letzte Seldwyler Geschichte, weil hier der Bezug zur damaligen schweizerischen Wirklichkeit am stärksten wirksam ist, weil Keller hier eine gewisse «Objektivität» erreicht hat, die Fontane in dessen übriger Prosa vermißte. Um das Recht seines eigenen, ganz anders gelagerten Talenten zu verteidigen, nämlich Menschen in ihrer geschichtlichen Bedingtheit darzustellen, schrieb er aus der Sommerfrische an seine Frau (die vermutlich Keller- und Raabe-Schwärmerin war): «Und doch darf ich erhobenen Hauptes die Frage stellen: Wer ist denn da, der dergleichen schreiben kann? Keller, Storm, Raabe, drei große Talente, — aber sie können *das* gerade nicht» (16. Juni 1883, zum Roman »Graf Petöfy«). Später las er Jakob Baechtolds große Keller-Biographie und stellte versöhnlich fest: «Mit Gottfried Keller hätte ich gerne Freundschaft geschlossen, denn er ist in meinen Augen der bedeutendste deutsche Erzähler...» (Brief an S. Schott vom 17. August 1898).

Th. Fontane und Carl Spitteler

Während im «Berner Bund» Joseph Viktor Widmann Fontane 1894 freundlich empfahl, nahm die «Neue Zürcher Zeitung» unter der Ägide von *Carl Spitteler* lange Zeit keine Notiz von ihm. Denn schärferer Gegensatz ist kaum vorstellbar als zwischen den Werken und dem Dichtertum von Fontane, dem Romancier und Gestalter zeitgenössischer Schicksale, und von Spitteler, dem Epiker und erfindungsreichen Neuschöpfer zeitloser Mythen. So ist es nicht verwunderlich, daß er und sein Kreis in Opposition gegen Münchner und Berliner «Realisten» (heute Naturalisten) stand, zu denen man wohl in Zürich auch Fontane zählte. Besonders in einem Buch von O. Brahm über Keller glaubte Spitteler herauszuhören, daß diese Realisten die schöpferische Phantasie des Dichters verdammt und sich so weit verstiegen, Keller nur als einen Vorläufer, sozusagen Johannes den Täufer der Naturalisten, und als «unfertigen Zola» gelten zu lassen («Neue Zürcher Zeitung», 1. August 1890). Doch war Fontane nie ein Doktrinär, sondern freute sich einfach über alles gute Neue, das er in der zeitgenössischen Literatur entdeckte, und urteilte über die neue «realistische» Strömung etwa wie sein etwas langweiliger Privatgelehrter in «Cécile»: «Der unsere Zeit und unsere Kunst entstellende Realismus hat seine Gefahren, aber, wie mir scheinen will, auch sein Recht und seine Vorzüge.»

Erst der Bankdirektor und Essayist *Sigmund Schott* (1852—1910) aus Frankfurt a. M. war es, der den vielen Lesern der «Neuen Zürcher Zeitung» Fontane und sein Werk näherbrachte, überzeugend und der Bedeutung angemessen. In zwei größeren Feuilletons vom 12./13. August und vom 5. November 1898, also kurz vor und nach Fontanes Tod, würdigte S. Schott Fontanes Spätwerk und besonders liebevoll den «Stechlin». Er schloß seinen ersten Essay mit dem Bedauern, daß diese beiden großen Erzähler des zu Ende gehenden Jahrhunderts, Fontane und Keller, nicht mit einander bekannt geworden seien: «Es sind ganz verschieden geartete Naturen, in ihren

Anschauungen, ihrem Wesen wie auch ihren Äußerlichkeiten, der rauhe unweltläufige Zürcher und der feine Märker mit dem französischen Blut in den Adern. Es hätte zuerst an manchen Gegensätzen, auch heftigen, zwischen ihnen nicht gefehlt, aber auf die Dauer und für die Dauer hätten sie doch Gefallen an einander gefunden.» In dem schon erwähnten Dankschreiben aus Karlsbad vom 17. August 1898 nahm Fontane die Idee einer solchen freundschaftlichen Beziehung zu Keller wieder auf, fügte aber skeptisch und bescheiden hinzu: «Dennoch wäre trotz besten Willens auf meiner Seite wohl nie was draus geworden. Ich fürchte, daß ich ihm gründlich mißfallen hätte.»

Das Berner Kindermädchen

1882 erschien Theodor Fontanes «L'Adultera», ein Ehebruchroman um Melanie, die schöne Genferin, Tochter des Schweizer Generalkonsuls de Caparoux, «der eine lange Reihe von Jahren in der norddeutschen Hauptstadt gelebt hatte». «Alle Vorzüge französischen Wesens erschienen in ihr vereinigt»: heitere Grazie, Esprit und Liebenswürdigkeit. «Ob auch die Schwächen?» Ein nörgelnder Bekannter meinte: «Sie ist 'ne Fremde, französische Schweiz, und an allem Fremden verkucken sich die Berliner. Das ist wie das Amen in der Kirche. Sie hat so ein bißchen Genfer Schick. Aber was will das am Ende sagen! Alles, was die Genfer haben, ist doch auch bloß aus zweiter Hand.» Der Fontaneler erinnert sich, daß diese junge, hübsche, kluge Genferin, nachdem sie sich von ihrem Berliner Gatten getrennt hatte, mit ihrem Geliebten «nach Süden über die Alpen» floh, und es war ihr, «als wäre erst ein neues Leben für sie gewonnen, wenn der große Wall der Berge trennend und schützend hinter ihr läge». Nach einem Jahr (sie war geschieden worden, hatte ihren Geliebten in Rom geheiratet und ein Kind geboren) gingen sie nach Interlaken, «um in dem lieblichsten der Täler, in dem Tale ‚zwischen den Seen‘, eine neue, vorläufige Rast zu suchen. Und sie lebten hier glücklich-stille Wochen, und erst als ein scharfer

Nordwest vom Thuner See nach dem Briener hinüberfuhr und den Tag darauf der Schnee dicht fiel, daß nicht nur die ‚Jungfrau‘, sondern auch jede kleinste Kuppe verschneit und vereist ins Tal herniedersah, sagte Melanie: ‚Nun ist es Zeit. Es kleidet nicht jeden Menschen das Alter und nicht jede Landschaft der Schnee. Der Winter ist in diesem Tale nicht zu Hause oder paßt wenigstens nicht recht hierher. Und ich möchte nun wieder *da* hin, wo man sich mit ihm eingelebt hat und ihn versteht . . . Es zieht mich nach dem Norden hin, und ich empfind ihn mehr und mehr als meine Herzensheimat. Und was dazwischen liegt, er muß es bleiben.‘» (Kap. 18.)

So wurde Interlaken Etappenort nicht etwa auf dem Weg nach Genf, Melanies Heimat, sondern nach Berlin, wo sie sich dem Urteil der Gesellschaft stellen wollten. Aus Interlaken brachte Melanie ein Kindermädchen mit nach Berlin, «die Vreni oder das Vrenel», wie Fontane es, vielleicht Kellers Vreni in «Romeo und Julia auf dem Lande» zuliebe, nannte. So kam es, daß ein Berner Kindermädchen in der Bernertracht «mit *den* Silberkettchen» (im Text wohl Druckfehler *dem*), von der Brust links und rechts zum Rücken hängend, ihrem früheren Gatten, sagen wir, Unter den Linden auffallen mußte und dadurch zur Botin der Versöhnung wurde, wie aus Vrenis Bericht «in ihrem Schweren Schweizer-Deutsch» hervorging.

Fontanes Vreni spricht übrigens ein «schauerliches Schwäbisch-Deutsch», wie Joseph Viktor Widmann 1894 in der ersten Schweizer Rezension schon getadelt hat. Aber Fontane konnte Vreni wohl kaum wirkliche Berner oberländische Mundart sprechen lassen — Widmann meinte, das wäre für die 2. Auflage zu verbessern —, tönnte doch schon dieses Badensische seinen Berliner Lesern reichlich fremd oder komisch.

Auch Fontanes Cécile im gleichnamigen Roman, fünf Jahre nach «L'Adultera» oder rund 20 Jahre nach Fontanes eigenen Interlakener Tagen erinnert sich mit Vergnügen an diese Gegend, besonders an Eiger, Mönch und Jung-

frau, an Alpenglühnen vor den Fenstern und an Eselritte und Ponyfahrten in unbeschwerten Jugendreisetagen (Kapitel 13).

Theodor Fontane in der Schweiz

Der Schweizer Aufenthalt von Melanie, der «Adultera», und Cécile läßt wieder einmal erkennen, wie exakt und rätselhaft das Gedächtnis eines Dichters arbeitet, daß Erinnerungsbilder aufs genaueste dann emporsteigen, wenn sie an ihrem Ort im Werk nötig sind. Dreimal war Th. Fontane in der Schweiz: 1865, 1870 und 1875. Diese Interlakener Szene von «L'Adultera» (1882) bezieht ihre Anschauung aus Fontanes erster Schweizerreise von 1865. Mit dieser Reise an den Rhein und in die Schweiz — sie dauerte vom 26. August bis zum 21. September 1865, vielleicht ebenfalls bis zu den ersten Schneefällen — begann Th. Fontane zusammen mit seiner Frau Emilie seine nun immer benötigten Sommerferien. Die endlich behaglichere finanzielle Situation gestattete es ihm zum erstenmal, eine nicht zweckgebundene Reise anzutreten. Er hatte England und Schottland als Korrespondent bereist; erst kürzlich hatte er Dänemark und die Schauplätze des preußisch-dänischen Krieges besucht, um nach eigenen Eindrücken sein erstes Kriegsbuch «Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864» schreiben zu können (es erschien Ende 1865). Die ersten Teile seiner «Wanderungen durch die Mark Brandenburg» waren erwandert, recherchiert und gedruckt. Ein Band Balladen war 1860 herausgekommen und befestigte seinen Ruf als bedeutendster deutscher Balladendichter. Aber schon bereitete sich ein neuer Fontane vor, von seinen Engländeraufenthalten verändert und gereift: ein Roman begann in ihm zu wachsen, der an einigen Figuren das alte Preußen vor dem Zusammenbruch von 1812 auf 1813 vorführen sollte, «Vor dem Sturm».

Die Schweizerreise von 1865 war eine Bildungs- und Erholungsreise. Er besuchte die meisten Attraktionen, die man gesehen haben sollte: also die Schauplätze der Tellsage (Altdorf, Bürglen, Tellskapelle, Hohle Gasse), den

Schillerstein (1860 eingeweiht), den Rigi (dessen Hotel «ganz denselben Bummscharakter» habe wie die Ausflugsorte in Reichweite von Berlin, das heißt, ebenso überlaufen sei), Luzern und endlich Interlaken. Alles in allem eine anstrengende und teure Sommerfrische, und er schrieb an die alte Freundin Henriette von Merckel (25. Sept. 1865): «Eine rechte Erholung habe ich freilich, die Tage in Interlaken abgerechnet, nicht gehabt.» Doch «Schweiz, Italien, Paris muß man gesehen haben, das ist man sich schuldig», meinte er noch 30 Jahre später zu seinem Sohn Theodor (Brief vom 29. Aug. 1898), «aber das vergnügliche Reisen, von dem man menschlich was hat, liegt doch woanders.» Sich als Mensch der Tiefebene mit den gewaltigen Erscheinungen der Schweizer Alpenwelt auseinanderzusetzen fiel ihm offenbar schwer, und um sich dagegen irgendwie zu behaupten (und die Reise mitzufinanzieren), machte er sich Notizen für einen Artikel über «Denkmäler in der Schweiz». Da er ja auch von seinem werdenden Roman «Vor dem Sturm» in Anspruch genommen war, las er in den ruhigen Interlakener Tagen nicht etwa Gotthelf oder Keller, sondern «nochmal die ersten Kapitel von [Walter Scotts]¹ ‚Waverley‘ mit ungeheurem Entzücken». So konnte sein Vreni in «L'Adultera» gar nicht Berndeutsch reden, weil Fontane doch kaum welches gelesen oder gehört (geschweige verstanden) hatte.

So wohlthätig und nützlich diese Reise war, wie auch die beiden Italienreisen, so bestätigten sie ihm doch, daß er den Norden, wie Melanie sich ausdrückte, «mehr und mehr als seine Herzensheimat» empfand, «und was dazwischen liegt [d. h. trotz Militarismus, Bürokratismus, verlogener Kirchlichkeit, Unfreiheit], er muß es bleiben.» Nach Hause zurückgekehrt, stellte er gegenüber Henriette von Merckel fest: «Die Alpen sinken, und die Zeitung steigt. Dennoch wird die Erinnerung an erlebtes Schöne mich durch den Winter begleiten» (Brief vom 25. Sept. 1865). 22 Jahre später war dieses «erlebte Schöne» zwar nicht vergessen, aber verblaßt, und Fontane ließ Botho von Rienäcker in «Irrungen Wirrun-

gen», gesellschaftliches Gerede parodierend, plaudern: «Ich ziehe die Sächsische Schweiz ebenfalls jedem andern Teile der Welt vor, namentlich auch der eigentlichen Schweiz. Man kann nicht immer große Natur schwelgen, nicht immer klettern und außer Atem sein» (Kap. 4).

Trotzdem sollte er nochmals die Schweiz durchreisen, diesmal unfreiwilligerweise. 1870, während des deutsch-französischen Krieges, war er wieder, wie nach dem preußisch-dänischen 1864 und preußisch-österreichischen Krieg 1866, mit einem Kriegsbuch beschäftigt und reiste hinter den preußischen Truppen den Kriegsschauplätzen nach. Bei Domrémy, dem Geburtsort der Jeanne d'Arc, stieß er allein über die preußische Front hinaus und wurde, ein Opfer seiner Geschichtsleidenschaft, als Spion verhaftet und an verschiedenen Orten Frankreichs eingesperrt. Er verdankte es, nach den Worten seiner Frau, Bismarck, General von Werder und dem Kardinal von Besançon, daß er zunächst wie ein höherer Offizier günstigere Haftbedingungen genoß und endlich auch nicht erschossen wurde. Nach fast zweimonatiger Gefangenschaft, zuletzt auf der atlantischen Insel Oléron, der alten hugenottischen Seestadt La Rochelle gegenüber, durfte er am 24. November 1870 Frankreich verlassen. Seine beschwerliche Reise mied die Kriegsgebiete und führte über Toulouse, Montpellier, Lyon nach Genf. Als er vom Zug aus ein Café Guillaume Tell erblickte, fühlte er sich endlich geborgen. Er nahm im Hotel Victoria ein Zimmer. «Ich warf den Reisesack in die Ecke, mich selber aufs Sofa, kreuzte die Hände über der Brust, atmete hoch auf und sagte das *eine* Wort: Frei!» (Schluß seines Berichtes «Kriegsgefangen, Erlebtes 1870»). Er erreichte von Genf aus Berlin nach einer «horriblen Fahrt von sechs Tagen und sechs Nächten» (an R. v. Decker, 7. Dezember 1870). Besondere Hilfe bei seiner Rettung hatte die katholische Freundin Elsy von Wangenheim geleistet, deren Beziehungen offenbar auch in die Schweiz reichten; jedenfalls fand ihn Ende Oktober ein Telegramm seiner Frau, «das er indirekt aus Flin-

tern» (wohl verschrieben für *Fluntern* am Zürichberg) erhalten habe. Sein Briefwechsel wie auch Nachschub für den Gefangenen, Taghemden, Nachthemden, Strümpfe, Unterhosen, Kappe, Hosen, Weste, Stiefel, Rasiermesser (der Wunschzettel lag dem Brief aus Besançon vom 27. Okt. 1870 bei), war «immer par la Suisse» gelaufen. Von Genf aus telegraphierte er am 1. Dezember 1870 an seine Frau, und von da scheinen ihm Bekannte in der Schweiz weitergeholfen zu haben. Redaktor Joseph Viktor Widmann erzählt im Feuilleton des Berner «Bund» (22. April 1894): «In unsern gemütlichen Samstagklub kam im Frühjahr 1871 der unserm Kreise angehörende fröhliche Theologieprofessor H. mit der ihn sichtlich stark beschäftigenden Mitteilung: ‚Denkt Euch nur! Heute war Fontane bei mir. Über Genf her ist er auf Schweizer Boden angelangt, nachdem er seit Oktober sich in französischer Kriegsgefangenschaft befunden, von Festung zu Festung geschleppt, zuletzt auf der Insel Oléron.‘» Den Redaktor und Dichter Widmann berührte der Eifer seines Freundes kaum. «Daß er [Fontane] als Dichter brandenburgischer Balladen u. dgl. in seiner Heimat schon damals recht angesehen war, brauchte uns in Bern nicht sonderlich zu interessieren.» Aber der Hinweis blieb stecken «von dem Fontane, der französischer Kriegsgefangener gewesen», und Widmann wurde in der Folge, das heißt, fast 25 Jahre später, durch Rezensionen im «Bund» von «Kriegsgefangen», «L'Adultera», «Von vor und nach der Reise», «Frau Jenny Treibel», «Meine Kinderjahre» verständnisvoller Wegbereiter einer nur langsam wachsenden Fontane-Leserschaft in der Schweiz.

Theodor Fontanes Reise über den San Bernardino

Zur silbernen Hochzeit 1874 schenkten sich Fontane und seine Frau eine Italienreise; denn eben «Schweiz, Italien, Paris muß man gesehen haben.» Die gemeinsame Reise ging über Wien und den Brenner bis Neapel. Schon im August 1875 reiste er nochmals, aber allein

nach Italien. Diesmal erreichte er via Konstanz die Schweiz und fuhr von Rorschach aus mit der vor 15 Jahren eröffneten Rheintalbahn, mit Zwischenhalt in Ragaz (Tamina-schlucht), nach Chur. Seine Ziele waren Oberitalien und die Toscana. Über Innsbruck (vielleicht diesmal via Reschenscheideck), Wien, München kehrte er nach einem Monat wieder heim. Er genoß diese zweite Italienreise, «einsam, allein, im wesentlichen gelangweilt», lange nicht wie die erste mit seiner Frau, und ein Italienbuch, das die Eindrücke beider Reisen zusammengefaßt hätte, entstand auch nicht; wohl aber schrieb er am 9. August 1875 diesen köstlichen Reisebericht, der sehr persönlich vom Reisen auf der Bernhardinroute vor 100 Jahren erzählt und gleichzeitig ein schönes Beispiel Fontanescher Briefschreibekunst ist:

«Da wären wir also wieder unter italienischem Himmel! Die durch Pietsch so berühmt gewordenen Nußbaum- und Kastanienalleen, die sich vom dunklen Hintergrund der Berge abheben, sind wieder um mich her, und auch die Weingirlanden ziehen sich von Baum zu Baum. Alles echt und vorschriftsmäßig.

Gestern abend neun Uhr traf ich nach einer sechzehnständigen Fahrt in Bellinzona ein. Um fünf Uhr früh hatte ich Chur im Eilwagen verlassen. Unter gewöhnlichen Umständen wäre das eine Strapaze gewesen, und zwar eine um so größere, als ich während der drei Stunden, die ich zu Chur im Bett zubrachte, keinen Augenblick Ruhe gefunden hatte. Nichtsdestoweniger war der ganze Tag eine Wonne von Anfang bis Ende. Selbst eine leise Prellerei, der ich ausgesetzt wurde, konnte daran nichts ändern. Sie ging mit Freundlichkeit Hand in Hand, was mich jedesmal entwaffnet; nur die gemeine norddeutsche Betrügerei, die nicht nur in dem Maß der Forderung, sondern auch in der Manier derselben Unverschämtes leistet, verdrießt mich. Wie ungermanisch bin ich doch! Alle Augenblicke (aber ganz im Ernst) empfind ich meine romanische Abstammung. Und ich bin stolz darauf.

Friedel [Fontanes Sohn Friedrich] hat recht: das Fahren ist das Beste von der Geschichte. Einige machen die Hotels zur Hauptsache, an-

dere die Bildgalerien, noch andere das Bergeklettern, als ob der Mensch von der Ziege abstammte. Dem allem steht die Friedelsche Schule, der ich mich anschließe, mit höherer Berechtigung gegenüber. Das Beste ist Fahren. Mit offenen Augen vom Coupé, vom Wagen, vom Boot, vom Fiaker aus die Dinge an sich vorüberziehen lassen, das ist das A und O des Reisens. Was noch übrigbleibt, ist Sache des Studiums, und auch mit diesem Studium ist es so. In den seltensten Fällen ist es möglich, in den Kern der Dinge einzudringen, und wer sieben Monate lang in Rom lebte, wird nicht sehr viel mehr heimbringen als der, der es sieben Tage lang mit Plan und Buch in der Hand durchfahren hat. Wir lernen mit dem Auge am meisten; es ist beständig tätig; das Ohr nur sehr ausnahmsweise. Dazu kommt, daß wir im Sehen immer etwas empfangen, im Hören sehr oft nichts.

Also um fünf Uhr früh aus Chur. Ich hatte einen Platz im Kabriolett, neben mir zwei dänische Damen. Als Verfasser des ‚Krieges von 1864‘ schwieg ich mich patriotisch aus. Gleich der erste Moment, beim Einbiegen in die große Chaussee, war prächtig. Die Rätischen Alpen schlossen dunkel den Horizont, aber hoch über die vorderste Linie hinweg schaute das Schneehaupt des Piz Beverin, das, eben im Morgenlicht erglühend, die sich ihm nähernden Fremden freundlich begrüßen zu wollen schien. Die Fahrt geht rheinaufwärts. Nach etwa drei Stunden hatte man Thusis erreicht, das am Eingangstor der berühmten Via mala gelegen ist. Ich orientierte mich ein wenig, während die Pferde gewechselt wurden. Jetzt trat der Kondukteur, ein breitschultriger Graubündner, dessen ursprüngliche Schweizer Barschheit längst in milde stimmenden Spirituosen untergegangen war, an mich heran und machte die Bemerkung, daß ich vom Kabriolett aus nicht viel sehen würde; der Bankettplatz, *das* sei das Wahre, um Umschau zu halten; die ‚Differenz‘ könnte ich später an ihn erlegen. Mein bereitwilligstes Eingehen auf diesen Vorschlag kostete mich außer einer Anzahl Trinkgelder 7 Francs 45 Centimes, die natürlich auch nur eine zwischen zwei, drei

Verschworenen zu teilende Kriegskontribution waren. Der mir geleistete Dienst war aber viel größer als die Brandschatzung, so daß ich meinem Kondukteur auch noch nachträglich aufrichtig dankbar bin. Nur von dem offenen Bankettplatz aus war es möglich, die Zauber dieser Straße auf sich wirken zu lassen, denn man muß eben imstande sein, jeden Augenblick rechts oder links, nach oben oder unten blicken zu können. Beständig drängte sich mir die Erinnerung an das Böcklinsche Bild auf; alles war da, nur der Ichthyosaurus guckte nicht aus seinem Felsenfenster heraus. Und dennoch fehlte auch er nicht; denn der Ichthyosaurus, den der Künstler so genial erfunden hat, ist allerdings der Genius loci dieses Ortes, nichts als die Verkörperung des Schreckhaften, des Elementar-Ungeheuerlichen, das aus Fabelzeiten her hier seine Stätte hat. Was alles man auch über Böcklin sage, ja ob man beweisen mag, daß dies und ähnliches gar keine malerischen Aufgaben seien, dennoch ist mir schließlich solch Nichtmaler lieber als hundert andere, denen niemand ihren Titel bestreitet.

Auf Beschreibung dieses großen Stückes Natur laß ich mich nicht ein; diese undankbare Aufgabe überlaß ich den Touristen generis communis, die keine Ahnung davon haben, daß die äußerliche Beschreibung nur klein macht und daß die Schilderung der Wirkung dieser Szenerie nur von einem Poeten in seiner besten Stunde geleistet werden kann. Nur eins. Ich hätte nicht geglaubt, daß nach allem, was ich in meinem Leben gesehen habe, ich noch so mächtig von Dingen dieser Art bewegt werden könnte. Zum Teil mag es daran liegen, daß meine Schweizer Eindrücke aus früherer Zeit her [1865] schon wieder verblaßt waren, während die Eindrücke, die Italien gibt, doch von ganz anderer Natur sind. Neapel beispielsweise ist auch großartig; aber es ist eine großartige Schönheit, in der doch zuletzt das Großartige im Schönen untergeht. In der Taminaschlucht hingegen und fast noch mehr in der Via mala wird die Großartigkeit ganz rein verzapft; wenn sie einen Beisatz hat, so ist es der des Schrecklichen, der zum Im-

santen und Gewaltigen au fond besser paßt als das Schönheitliche. Das Wesen der Schönheit ist das Maß, das in einer Art Gegensatz zum Großartigen steht.

Sehr bald nach der Via mala kommt das hochgelegene Dorf Splügen, das für zwei von Chur nach Italien führende Linien den Gabelpunkt bildet. Die eine, die später bei Chiavenna mündet, führt über den Splügen selbst, die andere über den Bernhardin. Diese letztere war die von mir gewählte, weil mein Reiseplan dahin ging, an der Nordseite des Lago Maggiore Italien zu erreichen. An dieser Nordspitze, oder doch in unmittelbarer Nähe derselben, liegt Bellinzona.

Um ein Uhr waren wir im Dorf Splügen und nahmen ein ganz gutes Diner. Um zwei Uhr weiter. Ich immer noch auf dem Adlerhorst meines Bankettplatzes thronend. Beim Abfahren rief mir ein zurückbleibender Postillon zu: „Jo, das ist der beste Platz!“ Ich hörte gleich etwas wie Schelmerei heraus, ohne im übrigen viel Gewicht darauf zu legen. Bald indessen sollte mir die Tragweite dieses Scherzes klarwerden. Der Bernhardin, den wir jetzt in der Serpentine erkletterten, ist ganz kahl, und da saß ich nun im glühenden Sonnenbrand, immer kochiger und gedunsener werdend, durch nichts getröstet als durch die Betrachtung, daß ich für 7 Francs 45 Centimes den teuersten Platz des Wagens erstanden hatte. Die Nase tat mir weh, und ich fühlte, daß ich mit jedem Augenblick dem alten Kießling ähnlicher wurde. Nur bewahrte mich der Schilberzustand vor der Porosität. Ich konnte mich über das Peinliche und noch dazu Ridiküle meiner Lage nicht länger täuschen; die Sonne brannte, daß ein Straußenei hätte ausgebrütet werden können; alles einsam, nur die Adler und — ich in der Luft. „Non soli cedo.“ Ich wich aber schließlich doch, ließ halten und kletterte (die Kabriolettplätze waren mittlerweile anderseits besetzt worden) in den Fond des Wagens. Dies war ein Glück für mich. Hier herrschte am meisten Schatten, und nach Schatten dürstete meine Seele. Zudem war ich allein. In diesem Alleinsein schwelge ich ordentlich. (Dies geht nicht gegen Dich, Du

warst eine vorzügliche Reisegefährtin.) Während ich früher meine Scheuheit anklagte, segne ich sie jetzt. Es verlohnt sich nicht, auch nur ein einziges Wort zu sprechen; alles triviales, dummes Zeug, das einen nur von einer scharfen oder mußevollen Betrachtung abzieht.

Der Weg den Bernhardin hinauf war trist und langweilig, sein Plateau interessant, der Weg bergabwärts entzückend, namentlich auf der Strecke von dem kleinen Badeort San Bernardino bis Mesocco. Dies ist — selbstverständlich mit Ausnahme der Via mala, die ein Ding für sich ist — die brillianteste Strecke des Weges; die Hitze ließ jetzt nach, die Farbtöne wurden immer schöner. Ich rückte deshalb, nachdem mein Platz im Kabriolett wieder frei geworden war, aus dem Fond des Wagens abermals in den fensterreichen Frontkasten ein. Ich sollt es nicht bereuen, selbst das Störende gestaltete sich zum erheiternden Zwischenspiel. In San Bernardino war ein Chausseearbeiter aufgestiegen, den man aus Gutmütigkeit mitnahm. Er preßte sich, so gut es ging, mit in den Bockkasten des Postillons hinein. Da dieser Platz aber für zwei nicht recht ausreichte, so kam es, daß das linke Bein des blinden Passagiers gerade vor meinem Kabriolettfenster hing. Zum Überfluß hatte er kurz vor dem Aufsteigen in einen halb ausgetrockneten Fladen getreten, dessen durch einen halben Strohalm augmentierte Überreste an seinem Hacken hingen. Alles in allem kam mit Hilfe des Halmes eine unregelmäßige Sichel heraus, die nun innerhalb des Fensterrahmens eine zweite engere Umrahmung schuf. Lunettenartiger Ausschnitt. Über das einigermaßen Unappetitliche kam ich leicht hinweg. Ich hätte in diesem Augenblick verdient, Wichmann zu sein. Auch war die ganze Szenerie in der Tat von so viel Lieblichkeit, daß nur ein Griesgram hätte mäkeln können. Sonntagnachmittag, das Volk überall geputzt und plaudernd oder auch zur Heuernte hinausgegangen. Inmitten der Heuenden stand eine junge schöne Frau, die die ganze Wiege, in der ihr Kind lag, wie einen Leierkasten auf dem Rücken trug. Was mich aber am meisten erheiterte, war das Folgende. Wir fuhren berg-

ab, deshalb genügten vier Pferde, während bergauf fünf gebraucht zu werden pflegen. So blieb denn von den fünf Umspannpferden, die am Vormittag, einige Stunden vor unserer Ankunft in San Bernardino, von Mesocco aus hinaufgeklettert waren, eins übrig, das aber doch auch wieder zurück mußte. Wie geschah das nun? Auf die einfachste Weise von der Welt. Schon mochten wir eine Meile oder mehr bergab sein, als ich plötzlich mit Hilfe der Serpentine eines Pferdes ansichtig wurde, das, während es uns in Wahrheit auf fünfzig Schritt folgte, an jeder Biegungsstelle nicht hinter, sondern neben uns war. Dann und wann, wenn nur ein einfaches Stück Wiesenland den Raum zwischen der Serpentine füllte, sparte sich das kluge Tier die überflüssige Wegstrecke, durchschritt geschickt den grünen Streifen und lief nun gerade auf unser Seitenfenster zu. Hineinguckend begrüßte es uns durch das Schellenklingeln seines Geschirrs und nahm dann wieder die Queue, in pflichtschuldigem Abstand dem Wagen folgend.

Ich könnte in solchen Schilderungen fortfahren, aber es wird zuviel, und — Dubletten wirken nicht. Der Mond ging auf und warf sein Licht über verschiedene Bergwässer, zuletzt über den Tessin. Um neun Uhr fuhren wir in Bellinzona ein. Ich nahm Abschied von meinem Kondukteur, der *sehr* freundlich war, und zog in den ‚Engel‘ ein, der seinem Namen Ehre machte, was man nicht von jedem Engel sagen kann. Ich war todmüde und schlief wie in Abrahams Schoß.

Diesen Tagesbericht hab ich wirklich während der Bootsfahrt auf dem Lago Maggiore geschrieben, aber — mit Bleistift in mein Notizbuch. Dies ist die Abschrift davon.»

Nach den Italienreisen

Von dieser Reise über den San Bernardino leuchtet ein letzter, aber heller Schimmer in Fontanes letztem Roman auf, im «Stechlin» (1898). Der junge preußische Offizier Barby lernt, während er eines gebrochenen Oberschenkels wegen in Ragaz zur Kur ist, den al-

ten Freiherrn von Planta kennen und kehrt nach einem Besuch auf dessen Schloß Schluder (eine Erinnerung an die schöne Churburg bei *Schluderns* im Vintschgau?) als Verlobter des Fräuleins von Planta nach Berlin zurück. Viel später verkehrt der junge Stechlin im Berliner Haus des Botschaftsrates a. D. Barby-von Planta, verliebt sich in dessen jüngere Tochter Armgard und schreibt ins Tagebuch: «Ich möchte beinahe sagen, es läßt sich an ihr wahrnehmen, daß ihre Mutter eine richtige Schweizerin war.» . . . An ihr (Armgard) sei «alles Charakter oder, wenn das zuviel gesagt sein sollte, Schlichtheit, Festigkeit.» (Der Stechlin Kp. 12). Wie anders als C. F. Meyer im Jenatsch, der sie unbändig und unberechenbar zeichnet, ist hier Bündner Art gesehen: schlicht und treu!

Wer weiß, ob Fontane als Frucht dieser Italienreise nicht auf italienische Novellen, wie sie sein Freund Paul Heyse geschaffen hatte, hoffte oder wenigstens auf einen italienischen Nebenschauplatz eines Berliner Romans? Es wurde zwar nichts daraus (Tintoretts Bild «L'Adultera» lieferte nur sozusagen das Motto und den Titel des Romans); doch bemühte er sich sehr um Italiens Kunst — er hat von 10 000 Bildern geredet —, und Fontane, der eigentlich, ähnlich Keller, ein Autodidakt war, versuchte mit ganzem Eifer und neidloser Hochachtung, sich möglichst vieles anzueignen von den gewaltigen, aus sechs Jahrhunderten angesammelten Schätzen italienischer Kultur, neben welchen alles, was Berlin bieten konnte und er in der Mark Brandenburg erwandert hatte, verblaßte und versank. Aber selbst hier blieb er seiner angestammten Skepsis treu dem gegenüber, was man damals gesehen und bewundert haben mußte; er blieb dabei, «daß alles, was mich nicht erhebt oder erschüttert oder gedanklich beschäftigt (wie beispielsweise die großen und doch so einfachen Sachen Michelangelos) keinen Schuß Pulver wert ist» (an Karl Zöllner, 31. Okt. 1874).

Was ihm Italien aber insbesondere bescherte, war Distanz zu Berlin, zu seiner Journalistenarbeit und seinem erst kürzlich angetretenen Amt. *Sein* Italienerlebnis erleichterte

ihm nach dieser Reise den Entschluß, nun seinen Weg als freier Schriftsteller zu gehen, allen finanziellen Bedenken zum Trotz. An Mathilde von Rohr, die treue Freundin, der er nebst seiner Frau vor allem diesen Schritt erklären wollte, hatte er schon am 24. November 1874 geschrieben: «All dieser Herrlichkeit gegenüber [der römischen und italienischen Kunst] empfand ich deutlich und nicht einmal schmerzlich, daß meine bescheidene Lebensaufgabe nicht am Golf von Neapel, sondern an Spree und Havel, nicht am Vesuv, sondern an den Müggelbergen liegt» (höchste Erhebung südlich Berlin, 115 m ü. M.). Beharrlich und arbeitsam bis zur nervlichen Erschöpfung rang er sich von nun an eine Reihe von Gesellschaftsromanen meist aus der Umgebung der Müggelberge ab, die zum Teil weltliterarischen Rang haben; es kommt eben nicht darauf an, wie hoch der Berg ist, den man ersteigt, sondern was man von dort aus sieht.

¹ Bei dem in eckigen Klammern gesetzten Text handelt es sich um Erläuterungen des Verfassers dieses Beitrages.

Quellen:

Werke: Th. Fontanes Werke, Nymphenburger Taschenbuch-Ausgabe, 15 Bände, München 1969.

Th. Fontanes Denkmäler in der Schweiz, Berlin 1866, Neudruck «Atlantis», Zürich 1935, Jg. 7, S. 449 ff.

Briefe: Briefe Theodor Fontanes, herausgegeben von Otto Priower und Paul Schlenther, Berlin 1910, 2 Bde.

Th. Fontane: Briefe an seine Familie, Berlin 1924, 2 Bde.

Th. Fontane, von Dreißig bis Achtzig, Sein Leben in seinen Briefen, herausgegeben von Hans-Heinrich Reuter, Deutscher Taschenbuch-Verlag, Nr. 6041, München 1975.

Feuilletons von J. V. Widmann, Carl Spitteler, Sigmund Schott in

«Der Bund», Bern 1894,

«Neue Zürcher Zeitung», Zürich 1890 und 1898.